

Eveline Schulze

# Kindsleiche im Ofen

Authentische Kriminalfälle aus der DDR

Das Neue Berlin

**Sämtliche Inhalte, Fotos, Texte und Graphiken dieser  
Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne  
vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch  
auszugsweise kopiert, verändert,  
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

### **Impressum:**

ISBN 978-3-360-02169-4

© 2013 Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

*[www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de](http://www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de)*

## *Kindsleiche im Ofen*

Alle Achtung, seine Martha, findet er, hat sich wirklich gut gehalten. Und das nach sechs Kindern. Ernst spürt die Regung in seiner Hose. Vielleicht liegt die auffällige Wirkung auch daran, dass er vierzehn Tage enthaltsam lebte. Er ist auf Montage im Norden der Republik, da wird nur geackert und gesoffen, gefickt wird erst wieder daheim. Komm, ruft er vom Sofa, ich habe jetzt Lust.

Ich nicht, antwortet Martha, ich muss erst die Kinder ins Bett bringen. Aber du könntest mir ja dabei helfen, dann bin ich eher fertig.

So weit kommt's noch, sagt Ernst, der Kraftfahrer auf Wochenendurlaub, dass ich den Blagen den Arsch putze und den Rotz abwische. Das ist Weiberarbeit. Für ihn ist die Menschheit klar geschieden: in den einen Teil, der das Geld nach Hause bringt, und in den anderen, der es ausgibt und für den Nachwuchs sorgt. Jäger und Sammler eben. Er ist Jäger. Schon immer gewesen. Auch Schürzenjäger. Seit er aber verheiratet ist, beschränkt sich Ernst allerdings auf die Schürze von Martha. Alle zwei Jahre kommt sie nieder. Mutter, Kollegen, Ärzte heben besorgt die Augenbrauen, weil das zu viel wird. Das zierliche Persönchen ist keine pausenlos produzierende Gebärmaschine, die sich für die Familie aufopfert. Denn trotz Kinderkrippe und -garten mehren sich von Kind zu Kind die Belastungen.

Biste nun endlich fertig, meldet sich Ernst erneut vom Kanapee und nimmt einen Schluck aus der Bierflasche, die er mit vernehmlichen Plopp öffnete.

Er sehe doch, dass das nicht der Fall ist, antwortet Martha genervt. Sie windelt die Jüngste für die Nacht. Die fünf Jungen – elf, neun, sieben, fünf und drei Jahre alt – sind, wie man so sagt, aus dem Größten raus, das erste und einzige Mädchen, lange ersehnt, verlangt nun ihre ganze Aufmerksamkeit.

Im Obergeschoss toben die Großen durch die Kinderzimmer, dass die Wände wackeln. Ob er nicht mal für Ruhe sorgen könne, fordert Martha ihren Mann auf, doch der rülpst nur und sagt, dass er morgen mit ihnen angeln gehen werde, der Lärm störe ihn nicht.

Sie schon, entgegnet Martha wütend. Das gehe an jedem Abend so, sie halte das nicht mehr aus. Den Jungen fehle einfach der Vater, ihr tanzten sie nur auf der Nase herum.

Selber Schuld, kommt es vom Sofa, warum lasse sie sich das gefallen. »Gib ihnen ein paar hinter die Löffel und Ruhe ist.«

Was anderes falle ihm offenkundig auch nicht ein, Schlagen sei keine Lösung und Erziehung ein weites Feld, sie beschränke sich nicht aufs Züchtigen.

»Ach, hör auf mit dem Gelaber und komm endlich auf die Couch.« Seit Wochen habe er nichts vor die Flinte bekommen, er müsse endlich abdrücken, sonst explodiere er noch, knurrt der Mann.

Bei anderen Menschen befände sich der Verstand im Kopf, bei ihm offenkundig in der Hose, oder umgekehrt: Wo bei anderen Mensch das Hirn sei, säße bei ihm der Pimmel. Er habe offensichtlich immer nur das eine im Schädel.

Stimmt, dröhnt es nassforsch und treudoof vom Sofa. Dafür seien die Menschen nun mal auf der Erde: um sich zu paaren und fortzupflanzen. Wie die Tiere auch.

Wir sind aber keine Tiere, kommt es zurück. Dabei knuddelt Martha Sabine, die sie anstrahlt und zufrieden mit den Beinchen auf dem Wickeltisch strampelt. »Gut, vielleicht gibt es Ausnahmen: Du bist ein Rammler. Aber ich bin nicht dein Hase.«

»Nun hab dich nicht so«, wiehert Ernst und verlangt nach einer neuen Flasche Bier.

»Beweg deinen Arsch gefälligst selbst zum Kühl-schrank«, reagiert Martha ziemlich ungehalten. Sie bringe die Kleine ins Bett.

Ernst sieht durch die geöffnete Schlafzimmertür, wie seine Frau, an den Ehebetten vorbei, Sabine zum Kinderbettchen trägt. Das haben vor ihr bereits die Jungs benutzt, und es steht an diesem Platz, seit sie hier draußen in der Siedlung leben.

Das Haus gehörte früher Marthas Mutter. Als ihr drittes Kind unterwegs war und die Wohnung in der Stadt immer enger wurde, hatten sie getauscht. Aber nicht nur einfach die Adressen gewechselt, sondern auch die Eigentumsverhältnisse. Martha und Ernst wurden als die neuen Besitzer des Einfamilienhauses ins Grundbuch eingetragen, während Marthas Mutter Else Mieterin ihrer Wohnung in Görlitz wurde.

Martha hatte sich zunächst gegen diese großzügige Schenkung gewehrt, obgleich dies ein wenig albern war. Eines Tages hätte sie die Immobilie ohnehin geerbt. Aber sie fühlte sich gegenüber ihrer Mutter, was völlig unbegründet war, deswegen ziemlich schlecht. Ihr schien es, als habe sie mit der Fruchtbarkeit ihres Leibes die Mutter aus ihrer Bleibe geradezu vertrieben. Dabei war es deren eigene Entscheidung, das ihr liebgewordene Quartier, in dem sie seit den 30er Jahren lebte, an die nächste Generation zu verschenken, an ihre einzige Tochter und deren Familie.

Die Siedlung war 1932 am Rande von Görlitz aufgeschlossen worden, weshalb man sie auch so nannte: »Stadtrandsiedlung«. In der Weimarer Zeit gab es Anflüge von sozialer Gerechtigkeit, die Entscheidung der Stadt, kinderreichen Familien kostengünstig Bauland zu überlassen, fällt in dieses Fach. So entstanden aus Lehm und gebrannten Ziegeln in kurzer Zeit an die hundert Häuser, die der Volksmund bald nur »Negersiedlung« nannte. Das war dem Umstand geschuldet, dass die zahlreichen Kinder, welche über die Baustellen und zwischen den Häusern tobten, insbesondere im Sommer ziemlich braungebrannt waren, und überdies auch in der Lehmgrube nahebei, in der der Baustoff für die Lehmziegel gewonnen wurde, unbeschwert herumtollten. Abends wurden die Dreckspatzen von den Müttern gescholten: »Ihr seht aus wie die Neger!«

Der Name »Negersiedlung« sollte sich Jahrzehnte halten, auch wenn die wenigsten Bewohner noch seinen profanen Ursprung kannten. Heute heißt der Görlitzer Stadtteil nicht nur aus Gründen politischer Unbedenklichkeit »Landeskronsiedlung«, doch das Manko von einst ist bis heute nicht behoben: die fehlende Infrastruktur. Neben und zwischen den rund 450 Grundstücken gibt es noch immer kaum lebenswichtige Einrichtungen, weshalb das Interesse an einer Immobilie dort nicht sonderlich groß ist.

Damals, in den 30er Jahren, war das noch anders. Da wimmelte es dort nur so von kinderreichen Mauern, Schlossern, Zimmerern, Klempnern, Tischlern, Installateuren, Elektrikern, also jenen Handwerkern, die man stets brauchte. Insbesondere beim Bauen.

Marthas Vater war Schlosser, er arbeitete im Görlitzer Schlachthof, die Mutter verdiente als Näherin.

Die beiden hatten zwei Kinder, Martha und deren jüngeren Bruder. Die Familie wohnte in der Stadt. Dann verstarb jedoch ein Onkel der Mutter, nachdem er in der Stadtrandsiedlung eine Parzelle erworben und mit dem Bau eines Hauses begonnen hatte. Die Tante mochte jedoch nach seinem Tod nicht weiter bauen und zog mit ihren neun Kindern zur Schwester ins Vogtland. Sie überließ ihrer Nichte das Grundstück mit Rohbau. Und obgleich eine Familie mit zwei Kindern nicht unbedingt als kinderreich galt, stimmte die Behörde der Übernahme zu. Der Hausherr war, wie schon erwähnt, Schlosser. Und Handwerker waren in der Siedlung immer willkommen. Auch wenn die Familie nur zwei Kinder hatte. Wer sagte denn, dass es bei zwei bleiben würde?

Durch Görlitz fließt die Neiße. Bis 1945 war es ein Gewässer in der Stadt, nach dem Krieg jedoch Stadt-



*Die Landeskronsiedlung 2013, im Hintergrund der Berg, der der Stadtrandsiedlung ihren Namen gab. 1932 verkaufte die Stadt Parzellen bis zu 1.000 m<sup>2</sup> für je rund 4.000 Reichsmark*

grenze und auch Grenzfluss. Der östliche Teil lag nun in Polen und hieß Zgorzelec. So hatten es die Siegermächte auf ihrer Konferenz in Potsdam verfügt. Ebenfalls, dass die auf der polnischen Seite lebenden Görlitzer hinüber nach Restdeutschland wechseln sollten. So mussten denn auch Marthas Großeltern von Ost nach West umsiedeln. Sie nahmen Quartier im Haus ihrer Tochter Else in der »Negersiedlung«.

Martha absolvierte nach der achten Klasse eine Lehre als Spinnerin in der Görlitzer Volltuchfabrik. Irgendwann kehrte der Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurück, krank und gebrochen. Es dauerte nicht lange, bis die Familie ihn zur letzten Ruhe auf dem städtischen Gottesacker bettete. So ging denn das bescheidene Leben in der harten Nachkriegszeit dahin.

Auf der Hochzeit ihrer besten Freundin lernte Martha Ernst kennen. Der war Kraftfahrer in einem Görlitzer Baubetrieb. Es funkte, die beiden wurden ein Paar. Der großgewachsene, schlanke Mann mit den blauen Augen war Vollwaise: Sein Vater starb als Soldat beim Überfall auf Polen 1939, die Mutter unmittelbar nach Kriegsende. Ernst lebte seither bei der Großmutter und saß nach der Arbeit beim Onkel auf dem Kutschbock: Dieser führte ein Taxiunternehmen.

Kaum dass Martha, die Weberin, 18 geworden war, heiratete sie. Und dann begann das Kindermachen und Kinderkriegen. Mit der Regelmäßigkeit wie Ebbe und Flut wuchs und füllte und entleerte sich ihr Leib. Die Wohnung wurde zu klein, bis die Mutter, wie schon erwähnt, der stetig wachsenden Familie ihr Heim am Rande der Stadt überließ. Und dies, obgleich Elses anfänglich hohe Meinung über den arbeitssamen Schwiegersohn wegen der beiden Tätigkeiten als Kraft-

fahrer auf dem Bau und Taxifahrer beim Onkel sich kontinuierlich verschlechtert hatte. Sie hielt Ernst bald für einen selbststüchtigen Pascha, der nur an sich und sein eigenes Wohlbefinden dachte und keinen Handschlag im Haushalt machte. Sie sah, wie ihre Tochter unter der Mehrfachbelastung litt. Sie war Mutter, Hausfrau und Hure, denn das vor allem schien ihrem Schwiegersohn wichtig. Martha musste ihm stets zu Diensten sein, wenn ihm danach war. Und ihm war immer »danach«. Ihn interessiert nicht einmal, ob sie ihre Regel oder vor kurzem erst entbunden hatte. Wenn ihm »so« war, bediente er sich, notfalls auch gegen Marthas Willen.

Nein, er schlug sie nicht, er trank auch nicht übermäßig, schon um nicht seine Fahrerlaubnis zu verlieren. Er ging nicht einmal fremd, was Martha angesichts seiner Rücksichtslosigkeit im Bett durchaus begrüßt hätte. Sie bedauerte sogar, dass es in der DDR keine Bordelle gab. Denn tobte sich Ernst bei anderen Frauen aus, ließe er sie wenigstens in Ruhe, wenn sie todmüde nach getaner Arbeit ins Bett sank.

Das alles teilte sie der Mutter keineswegs mit, sie fraß ihren Kummer in sich hinein. Doch ihre Mutter hatte Augen zu sehen und ein feines Gespür, was ihre Tochter, die inzwischen nicht mehr zur Arbeit in die Volltuchfabrik ging, bewegte und bedrückte.

Als Ernst eines Tages nach Rostock abkommandiert wurde, atmete Martha auf. Die zwei Wochen zwischen seinen Kurzurlauben empfand sie als Erholung. Nur noch das gelegentliche Weinen Sabines riss sie aus dem Tiefschlaf. Kein fordernder Schwanz weckte sie auf, den Ernst zwischen ihre Schenkel schob, wenn er von seiner zweiten Schicht als Taxifahrer nach Hause kam. Keine kalten Hände, die sich

um ihre Brüste legten, sobald sie die Augen geschlossen hatte. Dreizehn Nächte ohne Auf- und Zudringlichkeiten ... Was für ein Segen!

Die Nachbarschaft und nicht zuletzt die Mutter registrierten, dass der zierlichen Martha die Abwesenheit ihres Mannes auffallend gut bekam. Trennungsschmerz schien ihr fremd, und der Mann fehlte auch keineswegs als Arbeitskraft im Haushalt oder auf dem Grundstück, denn selbst wenn Ernst daheim war, musste Martha trotzdem alles allein bewerkstelligen. Der Mann wirkte wie aus der Zeit gefallen. Das Land unternahm alle Anstrengungen, um die jahrtausendealte Ungleichheit zwischen den Geschlechtern sukzessive zu überwinden. Doch die Gesetze waren das eine, das Zusammenleben in den Familien, der Umgang der Männer und Frauen miteinander das andere. Vater Staat kam nur bis zur Wohnungstür, was dahinter geschah, war auch im Sozialismus Mitte der 60er Jahre privat.

Die Mutter fragte wiederholt bei ihrer Tochter nach, wenn bei ihr wieder etwas unterwegs war, ob sie denn nicht verhüte, ob ihr Ernst schon mal was von Kondomen gehört habe. »Pariser wird er doch wohl kennen, dieser schwanzgesteuerte Bock«, brach es einmal aus Else heraus, als der fünfte Junge unterwegs war. Dass es wieder ein Junge werden würde, war damals nicht absehbar, weshalb Martha nach der Frage der Mutter ihren Mann mit der Bemerkung verteidigte, dass er sich nichts so sehr wünsche wie ein Mädchen. »Vielleicht wird es ja diesmal eins.« Und auch sie hoffe für sich, dass es nun endlich ein Mädchen würde, womit sie in Aussicht zu stellen schien, dass danach »die Produktion« eingestellt werden würde.

Doch als auch das fünfte Kind ein Knabe war, vermochte dieses Argument bei der nächsten Schwangerschaft die Mutter nicht mehr zu überzeugen. »Mädchen, nun bestell endlich bei Dr. Kästner in Dresden die Frommser«, forderte sie Martha energisch auf. Das Privatunternehmen war das einzige seiner Art, das in der DDR Präservative »diskret« an alle versandte, denen der Erwerb in der Apotheke peinlich war. Jeder wusste, *wie* Kinder gemacht wurden, weil es doch auch fast jeder Erwachsene daheim im Ehebett tat. Aber wenn der Verkehr öffentlich wurde, indem man nämlich in der Apotheke Kondome verlangte, überfiel die meisten Menschen Scham, als würden sie etwas Unstatthaftes tun.

»Und dann? Ernst zieht nie und nimmer einen Gummifuffziger über. Ich kenne ihn doch. Der rastet aus, wenn ich ihm so ein Ding in Alufolie in die Hand drücke. Als ich jetzt wieder schwanger wurde, machte er mir zum ersten Mal Vorwürfe. Ich solle besser aufpassen, sagte er vorwurfsvoll. Was, ich!, habe ich ihn angeschrien, du ziehst ihn doch nie vorher raus, du musst ja jedesmal voll abspritzen! – Weißt du, was er mir da geantwortet hat? Da müsse ich mir eben hinterher die Möse spülen und mich nicht gleich auf die Seite rollen und einschlafen. Damit war für ihn die Sache erledigt. Ich bin also schuld.«

So gehe das nicht weiter, erklärte Marthas Mutter empört. Ob sie schon mal mit dem Frauenarzt darüber gesprochen habe.

»Habe ich. Der hat mir was von einer Antibabypille erzählt, die seit 1960 in den USA auf dem Markt sei. Auch in der DDR wäre man dabei, so was zu entwickeln, er wisse aber nicht, wann es sie bei uns geben werde. Das wäre natürlich eine ideale Lösung, denn